

LebensZeiten

Ein Magazin über das Unvermeidliche und für das Leben danach



Nichts für Feiglinge

Ein Weg durchs Labyrinth der Gefühle

Gedicht

Wir kamen uns nah, wir blieben uns fremd.
Wir merken jetzt, was uns fehlt, und fragen uns „Was bleibt?“.
Wir werden der Trauer ihr Recht geben,
aber sie wird nicht das letzte Wort behalten.

Karl Barth

Erste Worte

Liebe Leserinnen und Leser,

das Arbeiten an dieser Ausgabe von *LebensZeiten* war für mich ein besonderes Erlebnis. Manchmal kommt alles zusammen und fügt sich wie von alleine zu einem großen Ganzen. So war es dieses Mal.

In diesem Heft finden Sie ein paar besondere Themen. Ich freue mich über die kulturell hochwertigen Beiträge meiner Kollegen Ulrika Bohnet und Axel Schwaigert sowie über die tiefen persönlichen Einblicke in einige Lebensgeschichten.

Ich bin gespannt, wie es Ihnen ergeht.
Schreiben Sie uns!

Ihnen eine gute Zeit beim Lesen!



Ihre
Andrea Maria Haller
lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de

Inhalt

Lebenswege

Nichts für Feiglinge:
ein Weg durch Labyrinth der Gefühle 6

Kunst, Kultur und Historisches

Poesie ohne Worte:
der Künstler Stefan Noss 4
„So wollte ich lieber in der Elbe oder
im Walde liegen!“
Martin Luther und die Gräber 10
Die Bestatter auf der Bühne 14

Aus fernen Ländern

Vom Totenschiff zur Ethikberatung:
Bestattungen in Skandinavien 20

Lebensgeschichten

Rohrer der schwäbischen Spitzenklasse:
Albert Röhrle 16
Erbauer von Lebenswelten:
Wolfgang Schwinge 18

Besonderes

Eines Menschen bester Freund 26

Steuern und Recht

Wann brauche ich einen Erbschein? 29

Veranstaltungen & Tipps

Kulturkalender des Bestattungshauses Haller 29
Trauergruppen und Begleitung 26
Trost auf vier Pfoten · Hund sucht Heim 15

In eigener Sache

Vom Singen und Entdecken 31
Alexander Fluhr, elektrisiert 31

Gedicht

Karl Barth 2

Impressum

32

Bildquellenangaben

26

In dieser Serie stellen wir
Künstler aus der Region vor.
Diesmal: Stefan Noss



Poesie ohne Worte

Zerstörung und Neuentstehung sind immerwährende Prinzipien in der Arbeit des Künstlers Stefan Noss. Immer wieder malt er Bilder, zerschneidet sie und setzt sie neu zusammen. So entstehen Collagen, in denen das Alte verborgen ist und seinen Platz hat – und überraschendes Neues entsteht. Nichts ist verloren, aber es ist auch nichts mehr da, wo es war.

Seine Arbeit ist Poesie ohne Worte.

In tiefer Farbigkeit präsentiert Stefan Noss Zustände des menschlichen Seins. Auch das Schwere kommt bei ihm manchmal kräftig bunt daher. Gesichter in allen Farben, Variationen und Blickrichtungen spielen eine wichtige Rolle in seinem Werk. Er arbeitet ausschließlich auf Papier. Er braucht den harten Untergrund, auf dem das Papier liegt, diesen Widerstand, um ihm seine Kreativität entgegenzuhalten.

Derzeit arbeitet er gemeinsam mit einem Künstler mit Down-Syndrom. Gemeinsam folgen sie derselben Vorgehensweise: Sie zerschneiden einander gegenseitig die Arbeiten und lassen aus den Fragmenten Neues entstehen.



Stefan Noss ist 54 Jahre alt, in Stuttgart geboren und war bis vor zwei Jahren auf den Fildern daheim. Heute lebt und arbeitet er in Remagen.



Nichts für Feiglinge

Trauer ist anstrengend. In ihr begegnen wir nicht nur dem Verlust eines Menschen, der uns wichtig ist, sondern oftmals auch unseren größten Ängsten, unseren Selbstvorwürfen, unseren Sehnsüchten und unerfüllten Wünschen. Sie ist ein forderndes Abenteuer der Selbstentdeckung und des persönlichen Wachstums.

Trauer ist eindeutig nichts für Feiglinge.

Hier erzählt die 49-jährige Yvonne von ihrem Weg durch dieses Labyrinth.

Im April 1997 lernt Yvonne Peter kennen. Die beiden werden ein Paar, ziehen zusammen und heiraten. Sie verstehen sich gut. Schaffen sich ein stabiles, gemeinsames Leben.

Peters Arbeit ist allerdings nicht ganz das, was er sich vorgestellt hat. Vor langer Zeit war Peter einmal arbeitslos. Nie wieder mag er in diese unangenehme Lage kommen. Er arbeitet daher sehr engagiert und verbringt viel Zeit bei der Arbeit. Längere Urlaube kann er sich nicht erlauben. Das bringt ihn oft an seine Grenzen und vielleicht darüber hinaus.

Im August 2013 kommt Yvonne vom Büro nach Hause. Sie findet ihren Ehemann tot auf. Peter hat sich das Leben genommen.

Peter und sie hatten am Vorabend eine Auseinandersetzung gehabt. Eine Kleinigkeit. Sie hatte etwas Besonderes für Peter gekocht, aber er verträdelte Zeit mit dem Besuch eines Freunds. Das hatte sie geärgert, sie war bockig zur Arbeit gegangen.

Die nächsten Monate sind schwierig. Sie will selbst nicht mehr leben. Will einfach nur einschlafen und nie wieder aufwachen. Sie bereut ihre kurzzeitige Sturheit, fühlt sich schuldig. Ist ratlos. Einen Monat nach Peters Tod sucht sie eine Therapeutin auf.

Heute weiß sie, dass es nichts gibt, was sie hätte tun können, um es zu verhindern.

Lange Zeit geht sie jede zweite Woche hin. Spürt, dass ihr das hilft, ihren Trauerberg abzuarbeiten. Heute weiß sie, dass es nichts gibt, was sie hätte tun können, um es zu verhindern.

Ein paar Monate vor seinem Tod hatte Peter sein Verhalten Yvonne gegenüber geändert. Er war anhänglicher geworden, hatte sich sehr auf ihre Wünsche eingelassen. War mit ihr auf Wanderurlaub ge-

gangen, obwohl er Wandern gar nicht mochte.

Heute ist sie sich sicher, dass ihr Mann ihr einfach noch ein paar letzte schöne Wochen machen wollte. Heute liest sie es als eine Art Entschuldigung im Voraus. Er muss gehaut haben, was er tun würde. Sie ist sich sicher, er wollte sie nicht absichtlich verletzen, aber er wollte nicht mehr leben. Seine letzten Mühen, ihr noch ein paar gute Monate zu schenken, kann sie jetzt als Geschenk annehmen. Schmerzlich, traurig, aber auch schön.

Sie erfährt viel Unterstützung von ihren beiden Kolleginnen bei der Arbeit. Doch plötzlich wird es ihr zu viel. Sie kann die Fragen, das Kümmern, die Fürsorge nicht mehr aushalten. Sie zieht sich zurück, wird wortkarg, baut eine Wand auf. Irgendwie tut es ihr leid, aber sie kann nicht anders. Sie traut sich nicht, es offen anzusprechen. Sie ist so voll von Dingen, für die es keine Worte gibt.



Sie findet sich oftmals in Situationen, in denen sie nicht mehr weiter weiß. Was muss ich einkaufen? Was will ich essen? Was mache ich hier? Ich weiß es nicht. Hunger hat sie eh keinen. Kommt oft mit Gemüsesaft und ein paar Bananen heim.

Sie entdeckt, wie sehr sie sich jahrelang nach ihrem Mann gerichtet hat, in vielem. Und damals war das auch stimmig. Sie hat gekocht, was er gerne aß – Fleisch, Braten, Filet. Nun weiß sie gar nicht mehr, was sie selbst gerne isst. Sie muss alles neu lernen.

Sie will nicht reden. Sie will nicht erzählen. Sie will laufen und schreiben.

Ihr Arzt schreibt sie krank, weil er sieht, dass sie Zeit zum Trauern braucht. Sechs Wochen lang kämpft sie sich durch ihre wilde Gefühls-

Sie schreibt und schreibt.

welt hindurch. Versucht, die Stücke zusammensetzen und seinem Tod eine Logik, eine Erklärung zu geben. Sie schreibt und schreibt.

Sie liest Chris Pauls Buch „Warum hast du uns das angetan?“. Es hilft ihr zu verstehen. Hilft ihr, sich ihren Fragen zu stellen und zu wis-

sen, sie ist nicht die einzige, der das je passiert ist. Und es hilft ihr auch zu begreifen, dass sie es nicht ändern kann. Es ist Teil ihres Lebens. Sie kann es nur annehmen.

Eine Freundin gibt ihr eine Karte mit dem Spruch:

*Gott, gib mir die Gelassenheit,
Dinge hinzunehmen,
die ich nicht ändern kann,
den Mut, Dinge zu ändern,
die ich ändern kann,
und die Weisheit,
das eine vom anderen zu unterscheiden.*

Immer wieder liest sie diese Karte und findet Kraft in den Worten.

Als sie zur Arbeit zurückkommt, kann sie die Beziehungen zu den Kolleginnen klären. Heute ist sie dankbar, sagt sie. Diese beiden waren und sind ihr eine ganz wichtige Stütze.

Ganz anders ist das Leben im Dorf. Sie fühlt, wie die Menschen im Ort sie meiden, weil sie nicht wissen, wie sie mit ihr umgehen sollen, weil sie nicht wissen, wie sie mit sich selbst umgehen sollen.

Sie räumt auf. Sie wirft Peters Schuhe weg. Alle. Jeder einzelne landet in der Altkleidersammlung. Tut gut. Auch einiges von Peters Kleidung wandert in die Altkleidersammlung.

Ein Jahr nach Peters Tod zieht sie um. Sie muss das gemeinsame Haus verkaufen, um Peters Sohn sein Erbe auszuzahlen. Einige Kleidungsstücke von Peter nimmt sie mit in ihr

neues Leben: Besonderes. Sein Werkzeug. Diese Kartons ziehen mit ihr um nach Bad Cannstatt, wo sie jetzt wohnt. Sie stehen noch heute im Keller ihrer neuen Wohnung, sie will sich nicht davon trennen. Sie hat eine Nische in der Wohnung, in der Peter Raum hat. Ein Bild von ihm,

Die Traurigkeit kommt als vertrauter Gast, aber nicht als Eigentümerin.

ein paar Engel. Kerzen. Irgendwie ist er immer dabei. Auch in jenem kleinen Taschenmesser, das er immer bei sich trug, nun hängt es an Yvones Schlüsselbund. Ein kleines Gerät, das ihr immer wieder aus Notlagen hilft. Auch im Büro. Ihre Kolleginnen wissen davon und sagen öfter ein heiteres „Danke, Peter!“, wenn es mal wieder einen Fingerna-

gel rettet. Er hat seinen Platz, aber es nimmt nicht allen Raum in ihrem Leben ein.

Manchmal spürt sie Peter ganz nah. Und dann ist er wieder unendlich weit weg. Aber sie weiß, dass sie nicht allein ist in der Welt. Irgendwie ist er doch immer da. Sie hat so viele gute Erinnerungen an die gemeinsame Zeit. Über den Flohmarkt strolchen. Miteinander Urlaub machen. Einkaufen gehen. Zusammen frühstücken. Die Hausarbeit gemeinsam erledigen. Alltag. Schöner Alltag.

Die Traurigkeit um Peters Tod kommt immer wieder, auch jetzt noch, vier Jahre später. Aber sie kommt nicht als Eigentümerin, sondern als vertrauter Gast.

Stuttgart, das Leben in der Stadt, der Trubel, all das tut ihr gut. Sie ist



froh über die Entscheidung, hierher zu ziehen, näher bei ihrer Arbeit zu sein. Sie baut sich ein neues Leben auf. Eines, das ganz ihr gehört. Sie hat gelernt, mit sich umzugehen, für sich zu sorgen und auch für sich Verantwortung zu übernehmen. Auf seltsame Art hat Peters Tod sie zu sich selbst geführt. Sie ist heute freier als je zuvor. Spürt sich selbst mehr. Sie ist selbstständiger als früher. Entdeckt das Reisen für sich. Findet neue Freunde.

Sie weiß, dass sie stark ist. Und das spürt man. Sie weiß, was sie kann. Und das strahlt sie auch aus.

Das Schreiben ist über die Jahre hinweg ihr wichtigstes Werkzeug im Umgang mit ihrer Trauer geworden. Sie schreibt alles Schwierige auf und all das Schöne. Und ja, es

gibt mittendrin immer wieder schöne Momente. Momente der Erkenntnis, der Selbstentdeckung. Momente, an

Das Schreiben ist über die Jahre hinweg ihr wichtigstes Werkzeug im Umgang mit ihrer Trauer geworden.

denen sie ihre eigene Kraft spürt und sich neu erleben kann. Urlaube, Familienfeiern. Manchmal sind es Dinge, zu denen sie sich zwingen muss, aufrufen muss, ankämpfen muss gegen das Gefühl, sich verkriechen zu wollen.

Langsam wäre sie bereit, sich auf eine neue Beziehung einzulassen. Aber nicht mehr ganz so wie früher. Sie will ihre erkämpfte Freiheit nicht aufgeben. Vielleicht erst mal getrennte Wohnungen. Und ... sie ist noch keinem begegnet, der Peter das Wasser reichen kann.

Sie würde Peter wieder heiraten, mit all dem, was sie heute weiß. Mit all dem, was geschehen ist, mit all dem Schmerz nach seinem Weggehen. Aber sie würde ein paar Dinge anders machen. Sie würde nie wieder im Streit von zuhause weggehen. Sie würde weniger Erwartungen haben. Sie würde ihn bewusster wahrnehmen, hinschauen. Ihm ein wenig mehr Aufmerksamkeit geben, ein wenig mehr Lob. Nicht weil sie sich schuldig fühlt, sondern weil er so kostbar ist.

„So wollte ich lieber in der Elbe oder im Walde liegen!“

Martin Luther und die Gräber



Luther-Statue auf dem Marktplatz in Eisleben.

Es war ein kalter und beschwerlicher Weg in einer Pferdekutsche gewesen, von Wittenberg in seine Heimatstadt Eisleben, den

Martin Luther am 17. Januar 1546 angetreten hatte. Der damals schon 62-jährige Reformator wollte, trotz seiner oft schmerzhaften Krankhei-

ten und einer schon länger währenden Herzschwäche, einen Familienstreit der Grafen von Mansfeld schlichten.

In anstrengenden Verhandlungen und immer wieder predigend verbrachte Luther vier Wochen in Eisleben. Er erlebte den erfolgreichen Abschluss der Schlichtung am 17. Februar noch. Am Abend klagte er aber über Schmerzen in der Brust. Er betete einen Teil des Psalters, bekannte seinen Glauben und starb in den frühen Morgenstunden des 18. Februars 1546, wohl an einem Schlaganfall. In einem Zinksarg wurde der Körper des Reformators dann zurück zu seiner Familie nach Wittenberg gebracht. Und natürlich stellte sich die Frage, wo er beigesetzt werden sollte.

Seit Martin Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an die Türe der Schlosskirche in Wittenberg geschlagen hatte, hatte sich die Welt verändert. Was als theologische Auseinandersetzung über den Ablasshandel begonnen hatte, war zu einer Veränderung der Welt geworden. Aber nicht nur die diesseitige Welt hatte sich grundlegend verändert, sondern auch die jenseitige Welt wurde nicht mehr so gesehen wie noch zu Zeiten des Thesenanschlags.

Über viele Jahrhunderte war das Verständnis von Leben und Tod klar gewesen: Das Leben war kurz und gefährvoll – und nach dem Tod kam praktisch jeder Mensch an einen Ort vor den Toren des Himmels, wo er all

das ableisten und bezahlen musste, was sie oder er hier auf Erden nicht hatte erledigen können.

Diesen Ort nannte man das Fegefeuer, und es war Thema gruseligster Vorstellungen: Die Seele sollte mit Strafen und Feuer gereinigt werden, um dann, irgendwann einmal, in den Himmel eingelassen zu werden. Das Fegefeuer war dennoch etwas besser



Die berühmte Tür der Schlosskirche in Wittenberg.

als die Hölle. Denn die Hölle galt als ewig, das Fegefeuer als zeitlich begrenzt. Spätestens am Jüngsten Tag würden die Seelen aus dem Fegefeuer vor dem Richtstuhl Gottes stehen.

An dieser Stelle kamen nun die Heiligen ins Spiel. Denn sie konnten, so war die Hoffnung der Menschen, bei Gott ein gutes Wort einlegen und auf diese Weise mitwirken, dass die Seele ins Paradies dürfte. Je besser man sich mit den

Heiligen stellte, je näher man bei ihnen stand, desto höher war die Wahrscheinlichkeit, das Jüngste Gericht gut zu überstehen.

Daher war es lange Zeit üblich gewesen, sich in der Nähe der Gräber der Heiligen beisetzen zu lassen. Deren Reliquien, hauptsächlich Knochen, waren die Garantie dafür, dass Heilige anwesend waren. Bei der Auferstehung würde man dann ganz nahe bei den Heiligen sein, wenn man „ad sanctos“, also bei den Heiligen bestattet worden war.

Jede Kirche hatte mindestens eine dieser Reliquien. Oftmals waren es auch ganze Sammlungen, frei nach dem Motto: „Viel hilft viel“. Daher war es über die Jahrhunderte hinweg üblich geworden, die Gräber der Menschen außen um die Kirche herum anzulegen.

Natürlich wäre es am allerbesten gewesen, direkt in einer Kirche beigesetzt zu werden. Aber dies war nur wenigen sehr reichen oder sozial sehr hochstehenden Menschen vorbehalten. Auch draußen auf dem Friedhof herrschte eine klare soziale Ordnung: Je näher an der Kirche, desto teurer waren die Gräber. Die einfachen Leute wurden auf den „billigen Plätzen“ beigesetzt. Dabei entstand die Frage, wie weit entfernt man von den Gebeinen des Heiligen sein durfte, um noch in den

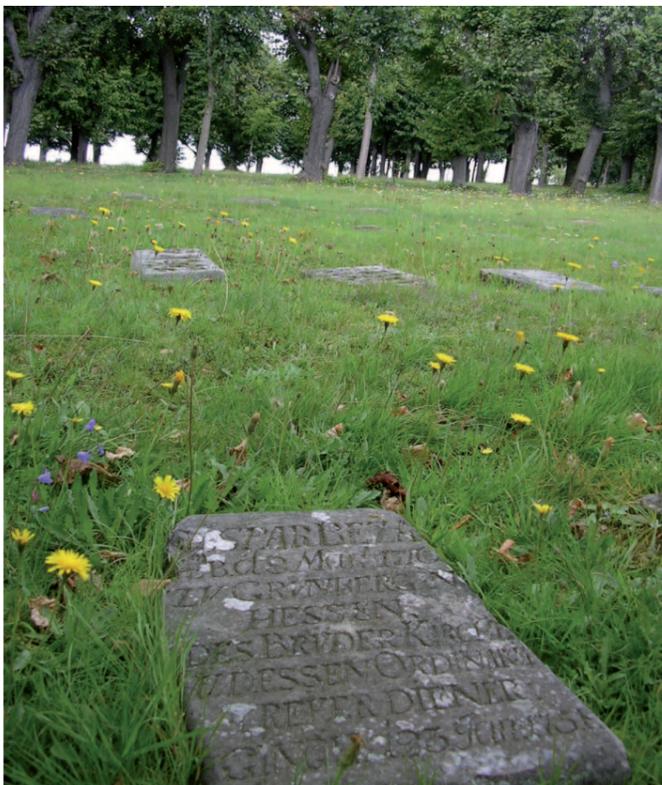
Genuss seiner oder ihrer Hilfe zu kommen. Eine römische Synode im Jahr 1058 klärte dies akribisch: Sie legte den Wirkungskreis für die Gebeine der Heiligen fest. Es waren 60 Schritte im Umkreis von Hauptkirchen, 30 Schritte bei Kapellen.

So spiegelte sich die Situation und Stellung der Lebenden auch noch im Tode. Eine strikte Trennung von Tod und Leben gab es generell nicht. Auch theologisch ging man von einer Gemeinschaft der Lebenden und der Verstorbenen aus. Die Lebenden konnten, durch Gottesdienste und Gebete, für ihre Verstorbenen gewisse Erleichterungen im Fegefeuer herbeiführen. Man konnte auch einen Ablass erwerben. Gleichzeitig sollten die Heiligen, deren Nähe man ja in den Gräbern suchte, durch ihre Fürbitte bei Gott ein gutes Wort einlegen. Noch heute versteht die römisch-katholische Kirche dies als eine Solidargemeinschaft der Lebenden und der Verstorbenen.

Die reformatorische Erkenntnis Luthers, dass die Gnade Gottes ohne menschliche Werke und Zutun vorhanden ist, erschütterte dieses System zutiefst. Für Martin Luther stand der Mensch simul justus et peccator, also gleichzeitig gerechtfertigt und sündig vor Gott. Es braucht an dieser Stelle keine weiteren Leistungen des Menschen. Vielmehr sei der Mensch sola gratia, allein durch die Gnade, gerechtfertigt. Diese

Erkenntnis hatte einschneidende Veränderungen in der Theologie zur Folge – aber eben auch in der Praxis der Beisetzungen.

Zudem waren die Friedhöfe oft nicht die stillen Orte, wie wir sie in der Hektik unserer Zeit kennen und schätzen. Sie waren oft im Mittelpunkt der Stadt oder des Dorfes gelegen und durchzogen von vielgenutzten Wegen. Sie waren Weideplatz für Vieh oder wurden



Auf dem Gottesacker sind alle Gräber gleich: Friedhof Herrnhut.

als Lagerplatz für Holz und andere Waren genutzt. Selbst Märkte wurden neben den Gräbern abgehalten. Martin Luther beklagt den Zustand des Friedhofs in Wittenberg mit bitteren Worten: „Aber unser Kirchhof, was ist er? Vier oder fünf Gassen und zwei oder drei Märkte sind es, so dass es keinen öffentlicheren und unstilleren Ort in der ganzen Stadt gibt als eben den Kirchhof, wo

man täglich, ja Tag und Nacht darüber läuft, und das sowohl Menschen als auch Vieh: Jeder hat von seinem Hause aus eine Tür und eine Gasse, die darauf führt, und es geschieht auf ihm allerlei, vielleicht auch solche Dinge, über die man nicht spricht. Dadurch wird dann die Andacht und Ehrfurcht, die den Begräbnissen gebührt, ganz und gar zunichte.“

Es gab sogar ein Gesetz, das Prostitution auf dem Friedhof verbot – sicherlich ein Hinweis darauf, dass dieses Gesetz durchaus nötig war. Luthers bekannter Ausspruch „so wollte ich lieber in der Elbe oder im Walde liegen“ ist in diesem Zusammenhang gefallen.

Mit seinen Aussagen leitete Martin Luther viele Veränderungen ein, die bis in unsere Zeit hineinreichen. So ermöglichte er die dringend benötigte Verlagerung der Friedhöfe aus den beengten Städten heraus. Gerade im Protestantismus entwickelte sich das Verständnis von Friedhöfen auch inhaltlich weiter. Da das Bedürfnis nach besonderer Nähe zu den Heiligen weggefallen war, konnten sich ganz neue Bauweisen für Friedhöfe entwickeln. Der Friedhof sollte nun ein Ort der Andacht für die Lebenden sein, an dem sie über ihr eigenes Leben, ihren Tod und die Auferstehung nachdenken können. Ein „feiner, stiller Ort“.

Eine wichtige Form des „protestantischen Friedhofs“ entwickelte sich in der Herrnhuter Brüdergemeine des Grafen von Zinsendorf. Diese pietistische



Die Schlosskirche in Wittenberg. Direkt unter der Kanzel ist Luther begraben.

Gruppe, die im 18. Jahrhundert gegründet wurde, legt großen Wert auf die Gleichheit der Menschen vor Gott. Die Friedhöfe werden als „Gottesacker“ angelegt, mit einheitlichen Gräbern und genormten Grabsteinen. Jedes Mitglied der Gemeinde sollte gleich beigesetzt werden, ein Grab neben dem anderen. Der Grabstein war mit dem Namen, dem Tag des Heimgangs und, nach Herrnhuter Losungstradition, mit einem Bibelvers versehen. Einen besonders schönen Friedhof dieser Art gibt es hier in unserer Region: Es ist der Blumhardt-Friedhof in Bad Boll.

Friedwälder, Ruheforste und andere naturnahe Bestattungsformen: Man kann durchaus sagen, dass die aktuellen Entwicklungen

hin zu pflegeleichten Gräbern ihre Wurzeln auch bei Martin Luther haben und bei der Veränderung, die er angestoßen hat. Solange es sich bei einem solchen Wald um einen stillen Ort der Andacht handelt, würde er sicher Luthers Zustimmung finden.

Luther selber sollte dann aber doch nicht „in der Elbe oder im Walde beigesetzt“ werden. Sein Grab liegt stattdessen in der Schlosskirche in Wittenberg, auf besonderen Wunsch seines Landesfürsten, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen. Von hier aus hatte die Reformation begonnen. Allerdings fand er sein Grab nicht in der Nähe des Altares oder der Gebeine von Heiligen. Er wurde vielmehr dort beigesetzt, wo er seine größte Wirkung entfaltet

hatte: unter der Kanzel, von der herunter er so oft gepredigt hatte. So sollte er im Gedächtnis bleiben – als Prediger und Lehrer. Und all seine Nachfolgerinnen und Nachfolger auf der Kanzel dürfen sich bewusst sein, dass noch aus dem Grab heraus Dr. Martinus selbst sie kritisch im Auge behalten würde.



Axel Schwaigert ist Doktor der Theologie und betreut die Haller-Filiale im Stuttgarter Osten.

Die Bestatter auf der Bühne

Am Donnerstag, dem 14. September, hat das Theaterstück „Die Bestatter“ Premiere im Stuttgarter Theaterhaus. Die Theaterleute sind tief eingestiegen ins Thema: Bevor es losging, haben Regisseur Christian Müller und die Schauspieler ein Praktikum im Bestattungshaus Haller gemacht.



Die Bestatter: Kathrin Hildebrandt, Willi Schneck und Michael Gaedt.

Als Regisseur ist Christian Müller maßgeblich verantwortlich für die Handlung und die sprachliche Entwicklung des Stücks. Er hat in Leipzig Theaterwissenschaft und Kulturwissenschaften studiert und ist seit zehn Jahren in der Stuttgarter Theaterszene präsent. Seine Arbeit besteht manchmal darin, umzusetzen und zu interpretieren, was andere geschrieben haben. Manchmal

erarbeitet er sich auch zusammen mit Schauspielern ein eigenes Thema und entwickelt daraus Geschichten und Dialoge, die im kreativen Miteinander ihren Weg auf die Bühne finden.

Als er Anfang des Jahres gefragt wurde, ob er Interesse hätte, an einem Theaterstück über Bestatter zu arbeiten, war er gleich Feuer und

Flamme, berichtet er. „Gesellschaftliche Tabuthemen haben mich schon immer interessiert.“ Dabei fällt ihm ein, wie er mit Schülern an einem Theater-Projekt zum Thema Prostitution gearbeitet hat. Er erzählt: Damals fuhr die ganze Truppe gemeinsam nach Rumänien, um die sozialen Zusammenhänge zu erkunden. Plötzlich lacht er herzhaft: „Hm, das war jetzt vielleicht kein so

passender Vergleich.“ Nach kurzem Überlegen: „Ich meine Themen, die zwar eigentlich in der Mitte der Gesellschaft sind, die aber oft an den Rand geschwiegen werden. Dinge, die im Gespräch miteinander wenig Raum finden.“

Nun also Bestattungen.

Angesprochen worden ist Christian Müller von Willi Schneck, einem Schauspieler der Stuttgarter Theatergruppe „Lokstoff! Theater im öffentlichen Raum“. Willi Schnecks Mutter war vor nicht langer Zeit gestorben. Weil Willi Schneck ein Schauspieler ist und zugleich ein stets neugieriger Mensch, öffnete sich ihm ein Blick auf eine bis dahin verschlossene Welt. Wer sind diese Menschen, die sich um die Toten kümmern? Was machen die da? Was bewegt sie? Wie stehen sie zueinander?

Um sich in die Materie einzuarbeiten, machte zuerst Christian Müller ein Praktikum im Hause Haller, später kamen auch die Schauspieler. Christian Müller begleitete Andrej Wimmer zum Gespräch mit Angehörigen und half Nico Zakel dabei, einen Verstorbenen zu versorgen, herzurichten und anzukleiden. Er erlebte an diesem Tag das erste Mal im Leben, wie es ist, die kalte Haut zu berühren. Es überraschte ihn, dass es ihn nicht erschreckt hat. Es überraschte ihn, wie vertraut und wie fremd ein toter Körper gleichzeitig sein kann.

Die Dialoge im Stück entstanden in szenischer Arbeit mit den Schauspielern. So sind sie nah dran an der Person, die sie spielt. Acht Wochen lang wurde jeweils acht Stunden am Tag geprobt, samstags vier. So mancher Dialog wurde feiner, berührt durch die Erfahrung

gen aus dem Praktikum. Es entstanden andere Sprachwendungen, aber auch die neue Wahrnehmung, dass Sprache irgendwo an ihre Grenzen kommt. Dass es Dinge gibt, die Worte nicht ausdrücken können und die dennoch irgendwo Raum brauchen, um ausgedrückt zu werden. Im Stück greift Christian Müller hierfür an manchen Stellen auf Gesang zurück. Kunstlieder aus der Winterreise von Franz Schubert, dreistimmig. Anspruchsvoll. Berührend. Denn er weiß, Musik drückt aus, worüber zu schweigen unmöglich ist. Und auf Witz. Denn manches kann man nur aushalten, wenn man darüber lacht.

So ist aus einem Todesfall, aus ein paar tiefgreifenden Gesprächen mit jenen, die im Alltag ganz nah am Tod sind, und aus der eigenen Erfahrung ein Theaterstück entstanden, das Mitte September uraufgeführt wird.

Trost auf vier Beinen

Das Projekt Silberpfoten · Hund sucht Heim

Bonachon ist ein neun Jahre alter Mischling. Er ist verschmust und auch ein bisschen stürmisch. Trotz seines Alters könnte er noch ein wenig Erziehung gebrauchen. Momentan ist er beim Tierschutzverein untergebracht und wartet dort auf ein Herrchen oder Frauchen.

Kontakt: Marcel Yousef, Projekt Silberpfoten, Tierschutzverein Stuttgart und Umgebung e. V. Furtwänglerstraße 150, 70195 Stuttgart, Tel.: 0711 · 65 67 74 11 silberpfoten@stuttgart-tierheim.de, www.stuttgarter-tierschutz.de



Wir finden, dass das Projekt „Silberpfoten“ des Tierschutzvereins Stuttgart einige tolle Ziele verfolgt. „Silberpfoten“ kümmert sich unter anderem darum, ein neues Zuhause für Tiere zu finden, wenn Herrchen zu schwach geworden oder Frauchen gestorben ist. Die Tierschützer betreuen auch andere ältere Tiere, die ein neues Zuhause suchen. Um „Silberpfoten“ dabei zu unterstützen, bieten wir hier gern ein wenig Platz an.

Rohrer der schwäbischen Spitzenklasse

Albert Röhrle



Albert Röhrle, den alle „Biede“ nannten, war ein Rohrer Urgestein. In Stuttgart-Rohr und auch in Leinfelden-Echterdingen, wo er die letzten 50 Jahre seines Lebens verbrachte, kannte ihn jeder.

Mehr als 60 Zeitungsberichte sind über Biede geschrieben worden, über seine sportlichen Leistungen und sein Schaffen. Der erste ist aus dem Jahr 1950. Biede hat über 40 Jahre im Wintersport ganz oben mitgemischt. War schwäbische Spitzenklasse, sozusagen. Als „Abonnementsmeister“ beschrieben sie ihn, die Überschrift „Röhrle mal wieder ganz vorn“ konnte man öfter lesen.

Biede war sportlich und fair. Humorvoll und kameradschaftlich. Für viele war er ein guter Freund. Er war gutmütig und großzügig, ausgleichend und ruhig. Konflikte

waren nicht seine Sache. Nur als Trainer konnte er ganz schön streng und fordernd sein.



Biede gab Kurse für Langlauf und für Nordic Walking. Die Förderung der Jugend hat ihn immer interes-

siert. Er wusste um die Bedeutung von Sport für das allgemeine Wohlbefinden und das soziale Verhalten. Er war ein leidenschaftlicher Sportler in der nordischen Kombination im Winter und spielte mit derselben Hartnäckigkeit im Sommer Faustball.

Gut 55 Jahre war Biede mit seiner Frau Isolde verheiratet. Die beiden teilten die Liebe zum Wintersport und die Leidenschaft für ihr Sportgeschäft in Leinfelden.

Auch die Natur und der Wald waren wichtig für Biede. Aufgewachsen in einer Försterfamilie in Rohr, blieb es ihm ein Bedürfnis, ganz nah bei der Natur zu sein. Sein Garten in Aichwald lag am Waldrand. Dorthin und gar ins Haus kamen nicht selten Rehe und betrachteten ihrerseits die dort anwesenden Menschen.

Manchmal war Biede auch ganz abenteuerlich unterwegs in dem, was er organisierte und plante. So sorgte

ein Ski-Roller-Rennen am Rohrer See für viel Vergnügung. Auch an der Entwicklung des Nacht-Ski-Springens am Piz Mus ist Biede nicht unschuldig gewesen. Der Piz Mus, eine künstliche Ski-Sprungschanze in Musberg, war lange Jahre ein wichtiger Ankerpunkt seines Winters. Wenn damals der Schnee knapp wurde, war Biede der erste, der ihn per Lastwagen von den Alpen holen wollte. Und auch nachdem die Sprungschanze wegen der immer milder werdenden Winter in den 1990er-Jahren wieder abgebaut worden war, träumte Biede noch davon, sie mit einer Kunstschneeanlage wieder aufzubauen. Biede musste immer etwas zu tun haben und ließ sich immer gerne für ein neues Projekt begeistern.

Nur mit Papierkram konnte er nicht so viel anfangen.

Ganz leicht war Biedes Leben nicht. Ein tiefer Einschnitt war der plötzliche Tod seines Sohnes Andreas, der viel zu früh starb. Nun liegt Biede auf demselben Friedhof wie Andreas. Der Tod des Sohnes war ein Einschnitt, der eine Wunde hinterließ, die noch Jahrzehnte lang blutete und ihn tief veränderte.

Kriegsjahre hatten einen verstörenden Eindruck bei Biede hinterlassen. Als Bub war er einmal zwischen die Fronten geraten und war dankbar, dass er mit dem Schrecken davon kam. Über dieses Ereignis hat er immer wieder gesprochen.

Nach einem schweren Ski-Unfall musste er das alpine Fahren aufgeben.

Wie so vielen Einzelhändlern im Zeitalter des Internets ging es auch Biede in den letzten Jahren nicht so

gut. Er rang damit, gute Wege für sein Sportgeschäft zu finden. Doch am Ende wollte es nicht gelingen.

Auch mit über 80 Jahren arbeitete er noch. Denn ohne Arbeit konnte Biede nicht gut sein. Er musste immer in Bewegung bleiben. Er engagierte sich für den Sport, den er liebte, und für die Ski-Zunft Rohr, deren Gründungsmitglied er war.

Am 1. Mai 2017 starb Biede. In seinem Haus am Waldrand in Aichwald.

Viele, Alt und Jung, kamen zu seinem Abschied in der Feierhalle auf dem Friedhof in Leinfelden-Echterdingen. Am Ende der Feier wurde seine Asche in einem Baumgrab auf dem Friedhof beigesetzt. An einem Baum, der so schräg gewachsen war wie ein Schanzenspringer im Flug.

Erbauer neuer Lebenswelten

Wolfgang Schwinge

Architekt und Städteplaner

Wolfgang Schwinge hatte einen feinen, aber sehr lebendigen Sinn für Humor und seine ganz eigene Art zu erzählen, zu erklären, zu überzeugen.

Er ging voller Neugier auf die Welt zu, um von ihr zu lernen, um sie zu entdecken und um sie zu entwickeln. Wolfgang Schwinge war ein klarer Denker und Erforscher von Lebenswelten.



Wolfgang, wie ihn viele kennen.

Als Städteplaner interessierte es ihn, wie die Menschen in 30 Jahren zusammenleben würden. Als Architekt legte er Wert darauf, Plätze für ein gemeinschaftliches Zusammenleben zu schaffen. Als Honorarprofessor hatte er Freude an der Entwicklung seiner Studenten, an all dem, was aus ihnen werden würde und was sie schufen. Sie interessierten ihn einfach. Er war ein ständiger und beständiger Berater von Kommunen und Verbänden. Lange Jahre kannte man ihn als Vorsit-

zenden des Landeswettbewerbsausschusses der Architektenkammer Baden-Württemberg.

Wolfgang Schwinge war besonnen, weitsichtig und streitbar. Wenn er von einer Sache überzeugt war, setzte er sich ein. War systematisch in seinem Denken, logisch, stringent und ausgesprochen beharrlich.

Wolfgang Schwinge konnte sich begeistern: für seine Studenten, für das Berufsbild des Stadtplaners und für einheitliche Standards bei Planungswettbewerben. Was städtebauliche Entwicklungen im In- und Ausland betraf, war er hellwach und gelegentlich sehr kritisch.

Über die Jahre hinweg arbeitete er an unzähligen Projekten. An großen Projekten, die für ihn besondere Bedeutung hatten, wären zu nennen: eine neue Stadt in Ägypten für 150.000 Einwohner und Pattonville, die ehemalige Wohnsiedlung der US-Armee im Landkreis Ludwigsburg, die nach dem Truppenabzug umgestaltet wurde zum Wohnraum für demnächst 8.000 Einwohner.

Wolfgang Schwinge war kreativ in viele Richtungen. Altes und Neues miteinander zu verbinden und in diesen Verbindungen auch neue Räume für Gemeinschaft entstehen zu lassen, war ihm wichtig. Er schätzte die Natur und bezog sie in seine Konzepte mit ein, aber er liebte auch das von Menschen Geschaffene, das Erbaute.

46 Jahre verbrachte Wolfgang an der Seite seiner Ehefrau Dietrun. Die beiden lebten und arbeiteten zusammen. Als sie heirateten, nachdem sie schon zehn Jahre zusammengelebt hatten, luden sie zur Trauung ein mit den Worten: Nachdem wir beide nichts Besseres gefunden haben, heiraten wir nun endlich.

Gemeinsamer Lebensmittelpunkt war die ORplan, die Arbeitsgemeinschaft für Orts- und Regionalplanung, Städtebau und Architektur – und der Ort, der irgendwie auch Familie war.

Gemeinsam mit Freunden erwarben Dietrun und Wolfgang eine denkmalgeschützte Drei-Familien-Haus in der Sonnenbergstraße und

bauten mit viel Hartnäckigkeit und Liebe alles so aus, dass man darin gut alt werden konnte.



Wolfgang Schwinge ganz Ohr.

Reisen war ein wichtiges Element ihres Zusammenlebens. Im Wechsel ging es ein Jahr in die weite Welt hinaus, das andere Jahr haben sie dann ein europäisches Ziel erkundet. Sie waren fasziniert von Namibia, Kambodscha und Vietnam, von Syrien vor dem Krieg und China kurz nach

dem Ende der Kulturrevolution. Immer wieder zog es die beiden an Orte, die noch zu erkunden waren. Und immer wieder und bis zuletzt: das weite Amerika.

Bücher las Wolfgang zuhause und in rasender Geschwindigkeit. Aber auch Kino-Besuche, Jazzkonzerte, Sommerfeste im Garten und die uralte Jukebox im Gang der Wohnung machten ihm Freude.

Wolfgang Schwinge war ein guter Freund. Menschen, mit denen er arbeitete oder die er auf Reisen traf, blieben über Jahrzehnte hinweg mit ihm verbunden. Er war einer, der spür- und greifbar war. Lebendig in seinem Tun und Sein. Berührbar.

Er starb Anfang März 2017 in der Klinik Schillerhöhe in Gerlingen. Beigesetzt wurde er in der Urnenwand auf dem Pragfriedhof: in Stein und Mörtel, wie er sich für einen Architekten gehört. Bei der Trauerfeier auf dem Pragfriedhof blieb kaum ein Auge trocken.

Die letzte Reise – vom Totenschiff zur Ethikberatung

Bestattungen in Skandinavien



Schon lodern die Fackeln, als die junge Frau das Schiff betritt. Obwohl sie seit Tagen beruhigende Tränke zu sich genommen hat, wirkt sie nun blass und ängstlich. Die ältere, große Frau, die als „Todesengel“ bezeichnet wird und eine Schlinge bereithält, nimmt sie in Empfang. Sie löst den Schmuck vom Kleid der jungen Frau, die Reifen und Ringe von Armen und Händen. Dann geleitet sie die auserwählte Dienerin in ein auf dem Schiff errichtetes Zelt. Dort wartet der verstorbene Herr bereits darauf, mit dieser Begleiterin die letzte Reise anzutreten. Draußen beginnen nun die Männer, auf ihre Schilde zu schlagen und zu schreien. Deswegen hört man keinen Laut, als sich die

Schlinge drinnen zuzieht. Nachdem der „Todesengel“ das Zelt verlassen hat und von Bord gegangen ist, wird das Schiff mit Pechfackeln in Brand gesetzt. Rasch ergreift das Feuer den Schiffskörper, lichterloh schlagen die Flammen, und die Planken bersten und krachen...

So beschrieb Ahmed Ibn Fadlan im Jahr 921 nach Christus die Bestattung eines Häuptlings der „Rüsiyyah“, die uns als Rus, Varänger oder Wikinger bekannt sind. Der arabische Gelehrte war als Teil einer diplomatischen Gesandtschaft des Kalifen von Bagdad im 10. Jahrhundert über 4000 Kilometer weit in die östliche Wolgaregion gereist.

Dort hatte er seine Begegnungen mit nordländischen Händlern ausführlich dokumentiert. Sein einzigartiger Augenzeugenbericht einer Schiffsbestattung ist ein wertvoller Beitrag, um die Traueritten jener Nordleute zu ergründen. Ibn Fadlan schildert diese Nordleute als „palmhoch, blond, stahlbewehrt, vulgär und mit ungebildetem Benehmen“. Der Bericht macht deutlich, wie fremd seinem Verfasser diese Bestattungsweise war. Und zugleich umfasst er einige hoch interessante Aspekte über die Bestattungskultur der Wikinger-Zeit, die auch eng verknüpft waren mit den alltäglichen Lebenswirklichkeiten der frühen Nordländer.

Die Bezeichnung „Wikinger“ umfasst sowohl „Seekrieger, die sich auf langer Fahrt von der Heimat entfernen“ als auch „Heiden“ und „Piraten“ im frühmittelalterlichen Skandinavien, etwa in der Zeit von 800 bis 1060 nach Christus. Dass die frühmittelalterlichen Quellen da eher wenig differenzieren, mag an den Erfahrungen der Beraubten liegen, die von England bis in den Nahen Osten hinein in eher unerwünschten Kontakt mit den äußerst seetüchtigen Nordmännern kamen.

Das Meer, Schiffsbau und Schifffahrt waren von extremer Bedeutung für die Wikinger – nicht nur im Leben, sondern auch im Tode. Sie nannten das Meer auch „silberne Halskette der Erde“ und waren als Krieger, Händler oder Söldner unterwegs. Es war allerdings nur ein Teil der (männlichen) Bevölkerung, der aufbrach zu Kaperfahrten und Beutezügen an fremde Küsten. Die ufernahen Raubzüge auf der Suche nach Ruhm, Reichtum und

Abenteuer beschäftigen vor allem Ausgestoßene und Berufsräuber sowie einige Adelige, die dies aber nur als Lebensphase sahen und später in bauerliche Existenzen zurückfanden.

Alle Gräber zeigen einen Bezug zum Meer

Eines haben alle Bestattungsformen der Nordleute gemeinsam: Sie zeigen einen ganz engen Bezug zum Leben auf dem Meer. Das gilt für die Beisetzung in einem Schiff, die es zu Wasser gab, aber auch auf dem Land als Schiffsgrubengrab. Das gilt auch für das Brandgrubengrab, denn in der Asche finden sich Niete verbrannter Schiffe. Und es gilt für Brandgräber, die mit Steinsetzungen in Schiffsform umgeben oder bedeckt wurden.

Wie sich diese oft schrecklich geschilderten „Barbaren des Meeres“

zu Lebzeiten selbst wahrgenommen haben, darüber gibt es nicht viele Zeugnisse. In diesen geht es meist um aristokratische Wikinger: Ihre Taten sind in den altnordischen Sagas, Skaldenliedern und auf Runensteinen verewigt worden. Deswegen ist die Archäologie umso wichtiger, um das Leben der „Nor(d)mannen“ zu verstehen: Viele Funde stammen aus dem Kontext von Bestattungen. Dabei finden sich ganz unterschiedliche Bestattungsformen: Sarggräber, Brandgräber, Brandgrubengräber und Bootsgräber – das war wohl stark an den sozialen Status eines Verstorbenen innerhalb seiner Gemeinschaft gebunden.

Die Schiffsgräber der Wikinger sind besonders spannend – sowohl durch die Fülle archäologischer Zeugnisse als auch wegen der damit verknüpften mythologischen Bedeutung für die Weltansicht der Nordmänner und ihrer Familien. Es zählten vor allem die zu Lebzeiten vollbrachten Taten, die auch das weitere Da-



sein nach dem Tode beeinflussten: „Besitz stirbt, Sippen sterben / Du selbst stirbst wie sie; Eins weiß ich, Das ewig bettet / des Toten Tatenruhm.“ Als schlimmer Tod für einen einst wackeren Krieger galt langsames Siechtum im Strohbett. Am Ende führte die letzte Reise nach „Hel“, einem dunklen, extrem langweiligen Ort, der allerdings nichts mit der christlich gedachten „Hölle“ gemein hat.

Aufregender war die Überfahrt nach „Vallhall“. Dort lag Odins Trinkhalle, wo sich im Kampf gefallene ruhmreiche Krieger bei Met und Bier bei Laune hielten. Denn sie sollten am Weltenende „Ragnarök“ nochmal ausrücken zum finalen Kampf gegen Riesen und Monster wie Midgardschlange und Fenriswolf.

Wer spukte, wurde ein zweites Mal getötet

Ob einfacher Mensch oder Häuptling: Neben den Übergangsriten war vor allem auch die „richtige“, also angemessene Bestattung wichtig bei dem, was man tat, um einerseits dem Verstorbenen Frieden zu verschaffen und andererseits dem Familienverband beim Weiterleben zu helfen. In der kritischen Zeit des Übergangs spielte Angst eine wichtige Rolle: Zeigte sich der Verstorbene als „draugr“, als spukender Widergänger, dann galt dies als unheilvolles Zeichen für einen baldigen weiteren Todesfall in der Familie. Vor allem in Zeiten von Hungersnöten, wenn Siedlungen von vielen Unglücksfällen heimgesucht wurden, hatten solche Spukgeschichten Hochkonjunktur. Die Sagas erzählen auch davon, welche drastische Maßnahmen üblich waren, nachdem ein „draugr“ erschienen war: Der Verstorbene

musste nochmals sterben – mit einem Pfahl durch den Körper oder durch Enthauptung.

Andere Rituale galten dem Körper des Verstorbenen. In der „Edda“ des Snorri Sturluson wird das Schneiden der Nägel angeordnet. Damit glaubte man, die Vollendung des Totenschiffes Naglfar hinauszuzögern. Dieses Schiff sollte dem Mythos nach aus Finger- und Fußnägeln von Toten erbaut werden und einst, zum Weltuntergang, eine Armee monströser Riesen heranbringen.

Was Grabbeigaben verraten

In allen Bestattungen aus der Wikingerzeit finden sich Grabbeigaben. Was man dem Toten mitgab, war vom Geschlecht und vom sozialen Status innerhalb der Gemeinschaft geprägt. Unfreien Sklaven oder Bediensteten wurde Arbeitsgerät mitgegeben. Manchmal mussten sie auch als Menschenopfer ihrem Dienstherrn in den Tod folgen, damit sie auch im jenseitigen Leben der Herrschaft zur Verfügung stünden. Frauen wurden mit Schmuck, Webstühlen, Wollkämmen, Nadelkissen und Gnidelsteinen aus Glas (zum Wäscheglätteln) beigelegt. Herren und Häuptlinge traten die letzte Reise mit Waffen, Reitzubehör, Spielsteinen und Silberschätzen an.

Auch für Fortbewegung und Nahrung wurde gesorgt. Das zeigt sich beim am besten erhaltenen Schiffgrab Norwegens, dem Oseberg-Schiff. Zwei weiblichen Toten, die zu Lebzeiten vielleicht Priesterrinnen oder Königinnen waren, hat man 15 Pferde, zwei Ochsen und vier Hunde mitgegeben. Das Schiff selbst war um 820 nach Christus aus Eichenplanken gebaut worden und ist für etwa 30 Ruderer ausgelegt.

Heute kann man es in Oslo bestaunen. Manche Schiffsgäber wie das Gokstad-Schiff enthalten noch andere Schätze: Dort fand man bei einem männlichen Skelett diverse Grabbeigaben wie Boote, Zelte, Schlitten und Reitzubehör. Und obgleich Gold und Silber schon früh von Grabräubern geplündert worden waren, erlauben diese Funde wichtige Einblicke in die Lebenswelten der Nordleute.

Zehn Tage dauerten Rituale für Adlige

Ibn Fadlans Augenzeugenbericht lässt erahnen, wie umfangreich die Rituale zur Beisetzung eines ranghohen adeligen Menschen waren. Zehn Tage wurde der Verstorbene in einem temporären Grab verwahrt, bis seine neuen Prachtgewänder angefertigt waren. Für die Bestattung wurde sein Langschiff an Land gezogen. Man hat es mit einer Plattform aus Holz bestückt und darauf das Bett des Toten in einem Zelt errichtet. Darin wurde der Leichnam drapiert und mit Essen und seinen Waffen ausgestattet – so sollte er das Ablegen in die Anderswelt erwarten. Man gab ihm sogar eine Dienerin mit, wie eingangs beschrieben, sowie zwei in Stücke gehauene Pferde und ein Hühneropfer. Danach wurde das Schiff in Brand gesetzt und mit Hilfe des Feuers in die jenseitige Welt geschickt.

War das Totenschiff vollständig verbrannt, wurden Steine auf das Grab gehäuft und eine Birkenholzstele mit dem eingeritzten Namen des Toten und seines Königs ins Zentrum gesetzt. Danach fuhren die Krieger und Händler mit ihren Schiffen weg. Am siebten Tag nach dem Tod hat man ein rituelles Trinkgelage mit Trauer-Bier veranstaltet. Erst nach dem rituellen Verzehr dieses Bieres



Steinsetzung in Schiffsform in Öland, Schweden.

konnten die Erben rechtmäßig die Folge des Verstorbenen antreten und den Hohen Sitz mitsamt dem damit verbundenen Herrschaftsanspruch einfordern.

Auch die Wikinger haben Gedenkmale errichtet. Sie setzten Steine in Schiffsform oder Runensteine und benannten darauf die Taten des Toten. So etwas tat man vor allem für Häuptlinge oder Adelige. Und trotz der damit verbundenen immensen Ausgaben galt dies nicht als Verschwendung, sondern erinnerte die Nachkommen in unübersehbarer Weise an den sozialen Status des Verstorbenen. So entstanden monumentale Gräberfelder als Machtdemonstrationen von Clans und Königshäusern. Man kann sie beispielsweise im norwegischen Borrehaugene oder bei Menzlin in Mecklenburg-Vorpommern bestaunen.

Prahlen auf Granit

Das größte königliche Denkmal der Wikingerzeit steht im dänischen Jelling: 995 nach Christus errichtete König Harald Blauzahn (der als Namensgeber von Bluetooth gilt) für seine Eltern die massiven „Jellingsteine“ aus Granit. Darauf prahlt er mit seinen Eroberungen sowie der Christianisierung der Dänen. Heute gelten die Gedenksteine als „Taufschein“ Dänemarks und als frühestes Zeichen nordischer Bestattungsriten im Christentum.

Seit etwa dem Jahr 1000 ist das Leben in Skandinavien stark vom christlichen Glauben geprägt. Die christlichen Bestattungstraditionen haben sich in dieser Zeitspanne mehrfach verändert – und sie erleben vor allem in der Gegenwart noch einmal einen interessanten Wandel.

Bis heute gehört die Mehrzahl der Einwohner von Norwegen, Schweden und Dänemark dem evangelisch-lutherischen Glauben an. Während in Schweden vor 17 Jahren die „Staatskirche“ zur „Schwedischen Kirche“ wurde (und seither mit rapide sinkenden Mitgliedzahlen zu kämpfen hat), sind in Norwegen noch immer fast 80 Prozent der Bevölkerung von Geburt an Mitglieder der „Norske Kirke“. 2012 vollzog eine Reform zwar die Trennung von Kirche und norwegischem Staat, aber nach wie vor sind viele Rituale christlich geprägt. Neun von zehn Norwegern lassen sich nach der Liturgie der norwegischen Volkskirche bestatten. Immer häufiger finden sich Bestrebungen der Kirche hin zu Öffnung, Mediation und zum Dialog mit anderen spirituellen Gemeinschaften.

Mit Blick nach Osten im Grab

1805 wurde per Gesetz verordnet, dass alle Toten auf Friedhöfen bestattet werden müssen. Davor hatten Bürger teilweise horrende Summen bezahlt, um an besonderen Stellen wie unterm Kirchenboden beige- setzt zu werden. Bis ins 20. Jahr- hundert hinein wurden Verstorbene so bestattet, dass ihr Körper nach Westen ausgerichtet war, sie also den Sonnenaufgang im Osten und auch den Tag des Jüngsten Gerichts sehen konnten. Ende des 19. Jahr- hundert hat man in einer erhitzten Debatte die Einführung der Ein- äscherung in Norwegen beschlos- sen – man wollte damals schädliche Auswirkungen von Friedhöfen in Städten entgegenwirken. Norwe- gens erstes Krematorium eröffnete 1907 in Bergen.

In Norwegen muss eine Erdbestat- tung innerhalb von acht Tagen stattfinden, während in Schweden der Zeitraum bis zu einem Monat währen kann. Bei Dauerfrost Grä- ber zu öffnen, das fordert die Fried- hofsangestellten bis heute heraus. Der gefrorene Boden muss bis zu ei- nem Tag lang mit Maschinen aufge- taut werden, damit man überhaupt graben kann. Obwohl das Klima teilweise harsch ist und die Winter lang sind, werden traditionelle Grä- ber mit Blumen, Kerzen und Stei- nen gestaltet.

Auch in Skandinavien gibt es neuer- dings immer mehr Begräbnisstätten außerhalb der klassischen Friedhöfe, auch Aschestreuungen im Hochge- birge. Darin kann man eine Seh- sucht nach persönlicherer Gestaltun- gen von Bestattungsritualen sehen. Was mittlerweile auch erlaubt ist: Der Be-

zirksvorsitzende einer Gemeinde kann genehmigen, dass die Asche eines Verstorbenen im Wind ver- streut wird, wenn diese Person das 15. Lebensjahr erreicht und eine Willenserklärung unter- schrieben hatte.

Einäscherung online organisieren

In den Jahrzehnten zwischen 1960 und 1980 kam es zu einer zu- nehmenden „Privatisierung“ von Trauerfeiern, sie wurden mehr und mehr zum Ritual für die engsten Familienmitglieder. Auch wenn es – ähnlich wie in Deutschland – immer mehr Feuerbestattungen und anonyme Beisetzungen gibt, etwa zehn Prozent, wächst derzeit auch das Interesse, stärker teilzu- nehmen an Übergangsprozessen

Stabkirche mit Friedhof in Borgund, Norwegen.



Das sieht man öfter in Schweden: Grablichter wie hier auf dem Skogskyrkogården-Friedhof in Stockholm.

des Lebens und des Todes. Viele haben das Bedürfnis, neue Aus- drucksformen für den Abschied zu finden, innerhalb wie auch außerhalb der religiösen Gemein- schaften. Bestattungsunternehmen arbeiten sowohl mit Pfarrern als auch freien Rednern zusammen. Wer als Angehöriger von einem Todesfall betroffen ist, kann sich von multispirituellen oder nicht- religiösen Organisationen dabei begleiten lassen, die Bestattung zu planen. Andererseits kann jeder, der das möchte, eine Einäsche- rung und anonyme Beisetzung übers Internet organisieren.

Erinnerungen feiern

Auf persönlich gestalteten Trau- erfeiern erlebt man oft eigene Bei- träge der Angehörigen wie Reden oder Musikdarbietungen. Viele

wählen Lieder aus, die in Verbin- dung mit dem Verstorbenen stehen und gemeinsam erinnern lassen. Ge- staltet wird auch oft das Beisammen- sein nach der Feier, wo bei Essen und Trinken an den Verstorbenen gedacht wird. So zeigte ein Freund bei der Zusammenkunft in jenem Golf-Clubhaus, in dem sein verstor- bener Vater viel Zeit verbracht hatte, auf einem Bildschirm eine Samm- lung von Fotos. Sie zeigten seinen Vater in unterschiedlichsten Lebens- epochen. Auch der anschließende Umtrunk in der Whisky-Bar seines aus Schottland stammenden Va- ters gab den engsten Freunden und Verwandten einen ungewöhnlichen, aber sehr passenden Rahmen, um all die im Trauern erlebte Liebe und Verbundenheit zu teilen und sich ge- meinsam zu erinnern.

Seit der Wikingerzeit hat sich in Skan- dinavien also vieles geändert rund um

die Gestaltung des Aufbruchs zur letzten Überfahrt. Es werden keine Dienerinnen mehr geopfert. Und am Ende der Lebensreise steht nicht mehr unbedingt die Trinkhalle der Götter. Aber noch immer ist die Ge- meinschaft wichtig, das gemeinsame Erinnern an den Verstorbenen und sein Tun – und damit auch das ge- meinsame Legen einer Spur, die in Erinnerung bleibt und weiterwirkt.



Ulrika Bohnet hat Ethnologie studiert und betreut die Haller-Filiale im Stutt- garter Süden.

Eines Menschen bester Freund

Hier erzählt Michael Gaedt von einer Trauer der anderen Art.

Michael Gaedt ist jetzt 60 Jahre alt. In seinem Leben hat sich der Musiker und Unterhaltungskünstler schon von einigen Menschen verabschiedet. Von seiner Oma, die ihn großgezogen hat. Gaedts Band, die „Kleine Tierschau“, hat auf Omas Beerdigung gespielt und diesen Auftritt „voll verhaun“. Ohhh, was hätte Oma darüber gelacht.

Verabschiedet hat er sich auch von seinem Vater. Dieser ist erst vor zwei Monaten gestorben, im Alter von 85 Jahren. Zuvor war er ganz langsam der Welt abhanden gekommen. Seine letzten drei Jahre lebte er im Pflegeheim. Schleichende Demenz. Unendliche Müdigkeit. Dann der letzte Atemzug. Michael war dabei.

Er kennt das Gefühl der Traurigkeit, das kommt, wenn etwas Wesentliches zu Ende geht. Er kennt das Gefühl der Orientierungslosigkeit, das oft in der Zeit danach entsteht, das Vermissten. Und er kennt das zaghafte Entstehen von unbekanntem Neuem, das dann doch immer kommt und langsam die Leere füllt.

Und so überrascht es ihn, den 60-Jährigen, mit welcher Wucht ihn der Tod seiner Hündin Polly trifft. Sie stirbt knapp eine Woche nach

seinem Vater. Und Michael zieht es den Boden unter den Füßen weg.

Polly, das Boston-Terrier-Weibchen, zehneinhalb Jahre alt. Sie hat ihn die letzten Jahre tagtäglich begleitet. Polly, die bei Auftritten stets mit in der Garderobe war. Polly, die ihn dazu brachte, regelmäßig spazieren zu gehen und täglich zu kochen. Polly, die um ihn herumtanzte, wenn er nach Hause kam. Polly, das kleine Hündchen, das er so oft auf den Händen getragen hatte, wenn ihr die Treppenstufen zu hoch waren. Polly, die ihn so unglaublich zum Lachen brachte, wenn sie mal wieder einen Ast mitschleppte, der fünfzehnmal so groß

Er wundert sich sehr über sich selbst.

war wie sie selbst. So viele kleine Alltagsfreuden. Polly war immer dabei. Irgendwie war das Leben mit Polly ein Tanz mit ganz eigenem Rhythmus. Ein großes Glück, das ihm in diesem kleinen Hund geschenkt wurde. Nur Motorradfahren konnte sie nicht leiden.

Und dann, plötzlich, ist sie weg. Sie stirbt in Michaels Armen. Nur Eine Woche lang war sie krank, etwas an der Leber. Für Michael war es bis dahin unvorstellbar, dass Polly jemals sterben würde.

Eigentlich war Polly ja der Hund seiner Tochter. Aber wie das oft so ist mit Hunden, Kindern und Eltern, hatte sich daraus eine ganz eigene Dynamik entwickelt.

Michael Gaedt hätte gerne gleich einen neuen Hund gekauft, um den Schmerz zu überdecken, sich zu trösten. Er ist sich sicher, Polly würde es gewähren, sie würde verstehen, dass er den Schmerz nicht einfach so aushalten kann. Aber seine Frau will nicht. Sie will Raum für das Vermissten haben. Polly kann man nicht so einfach ersetzen. Und so muss er sich seinem Schmerz stellen – ohne zu wissen, wann der aufhört. Wie eine Reise ohne Ziel.

Er wundert sich sehr über sich selbst, dass ihn das jetzt so erschüttert. Weichei, denkt er sich, wie kann es sein, dass mich das so tief trifft? Es überrascht ihn, dass er noch stehen, funktionieren, mit anderen reden kann. Nach außen ist alles Maske. Innen sieht es ganz anders aus. Aber er ist ja Schauspieler, er kann das.



Polly, das Boston-Terrier-Weibchen, mit Michael Gaedt.

Ein bisschen schämt er sich für die Dramatik seiner Gefühle.

So ein Blödsinn, denkt er dann.

Michael Gaedt hinterfragt alles. Seinen Platz im Universum, die Natur von Beziehungen. Was ist ein Tier? Was ein Mensch? Wer entscheidet, was was wert ist? Wie oft hat er einen Hamburger verschlungen, ohne daran zu denken, dass da ein Lebewesen dahinter steckt? Worum geht es hier eigentlich wirklich? Welcher Anfang kommt nach dem Ende? Große Fragen.

Er weiß, er muss die Enden aushalten, ohne das Neue herbeizusehen. Gleichzeitig offen sein für alles, was da kommen mag. Das leise Entstehen von Neuem langsam und ohne Hast empfangen. Was für eine He-

rausforderung! Dinge beenden, das muss man können, vielleicht auch lernen. Mit jemandem, der nichts beenden kann, kann man nichts anfangen, sagt er.

Mit jemandem, der nichts beenden kann, kann man nichts anfangen.

Und irgendwie spürt er zeitgleich ganz deutlich die anderen großen Verluste, die sein Leben in der Vergangenheit berührt haben. Seine Tochter zieht fürs Studium nach Amsterdam. Auch das Ende der „Kleinen Tierschau“ holt ihn nochmal ein.

Mit dem Tod seines Vaters, dem er sein Leben verdankt, dem Tod seiner Oma, die ihn großgezogen hat, ist er im Frieden. Deren Leben war gelebt. Diese Menschen haben eine Geschichte, ihre Geschichte. Sie konnten ihr Leben gestalten. Entscheidungen treffen. Wachsen. Reifen. Alt werden. Der Tod hat ihr Leben irgendwie vollkommen gemacht, abgeschlossen. Da ist was Rundes.

Polly ist anders. Sie ist sinnbildlich das ewige Kind, die ewige Unschuld. Das ist eine Beziehung ohne Belastungen, ohne jede Enttäuschung.

Ist es, weil Polly ihn bedingungslos geliebt hat? Nein, meint er. Er hat Polly bedingungslos geliebt. Und wie oft gibt es das schon im Leben?

Trauergruppen und Begleitung

Hospiz St. Martin · Jahnstraße 44-46 · 70597 Stuttgart Tel.: 0711 · 652 90 70 · www.hospiz-st-martin.de
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen, Reisen, Wochenenden

Hospiz Stuttgart · Staffenbergstraße 22 · 70184 Stuttgart Tel.: 0711 · 237 41 50 · www.hospiz-stuttgart.de
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen

Hospizgruppe Leinfelden-Echterdingen
Barbara Stumpf-Rühle Tel.: 754 17 33 · Gudrun Erchinger Tel.: 756 05 14 · Elfriede Wieland Tel.: 754 13 41

Arbeitskreis Leben · Römerstraße 32 · 70180 Stuttgart Tel.: 0711 · 60 06 20 · www.ak-leben.de
Einzel-, Paar- und Familiengespräche für Menschen, die einen Angehörigen durch Suizid verloren haben

Verwaiste Eltern · Hubertus Busch · Seelsorger im Olgäle · Tel.: 0711 · 278 73 860
Vermittlung, Trauergruppen für Eltern, die ein Kind verloren haben

Hospizdienst Leonberg · Seestraße 84 · 71229 Leonberg
Tel.: 07152 · 335 52 04 · www.hospiz-leonberg.de

Hospizdienst Ostfildern · Café für Trauernde Treffpunkt Ruit · Scharnhäuser Straße 14 · 73760 Ostfildern-Ruit
Tel.: 0711 · 341 53 36 oder Tel.: 0711 · 616 099 Gesprächskreis & Gesprächsgruppe für Trauernde

Hospiz Esslingen · Keplerstraße 40 · 73730 Esslingen · Tel.: 0711 · 13 63 20 12 · www.hospiz-esslingen.de
Einzelbegleitung, Trauergruppen (donnerstags), Trauercafé (einmal im Monat, sonntags)

Quellenangaben

Die Quellen der Bilder werden seitenweise angegeben, innerhalb der Seite jeweils von links nach rechts und von oben nach unten.

| | | |
|----------------------------|--------------------------------------|--------------------------------------|
| Umschlag: Fotolia | Seite 12: Dreamstime | Seite 23: Fotolia |
| Seite 3: Lange Photography | Seite 13: Fotolia, Lange Photography | Seite 24: Fotolia |
| Seite 4 & 5: Stefan Noss | Seite 14: Lokstoff / Max Kovalenko | Seite 25: Fotolia, Lange Photography |
| Seite 7: Fotolia | Seite 15: privat | Seite 27: privat |
| Seite 8: Fotolia | Seite 16 & 17: alle privat | Seite 29: privat |
| Seite 9: Fotolia | Seite 18 & 19: alle privat | Seite 30: privat, Fotolia, Fotolia |
| Seite 10: Fotolia | Seite 20: Fotolia | Seite 31: privat |
| Seite 11: Fotolia | Seite 21: Fotolia | |

Texte, falls nicht anders angegeben: Andrea Maria Haller



Wann brauche ich einen Erbschein?

Wenn jemand stirbt, warten vielzählige Aufgaben auf die Erben. Sie müssen Konten auflösen, Immobilien übertragen, Versicherungen kündigen und vieles mehr.

Lange Zeit war ein Erbschein die rechtliche Voraussetzung, um solche Aufgaben rund um den Nachlass erledigen zu können. Mit einem solchen Erbschein kann ein Erbe offiziell nachweisen, Erbe des Verstorbenen geworden zu sein. Für viele Vorgänge war es eine unumgängliche Pflicht, dass ein Erbe den Erbschein vorlegt. Einen Erbschein zu beschaffen ist allerdings keine reine Formalie: Das kann auch erhebliche Gebühren verursachen, je nach Höhe des Nachlasses.

Inzwischen ist der Erbschein nicht mehr der einzige gültige Nachweis. Wird jemand aufgrund eines Testaments als Erbe berufen, kann der Erbschein ersetzt werden – indem man ein notarielles Testament mit Eröffnungsprotokoll vorlegt oder auch ein eröffnetes handschriftliches Testament.

Diese Änderung zeigt beispielsweise ein Urteil des Bundesgerichtshofs (5. April, 2016; Az. XI ZR 440/15): Das Gericht hat ent-

schieden, dass der Erbe gegenüber den Banken zur Kontoauflösung oder Kontoumschreibung keinen Erbschein haben muss. Es reicht auch, ein eröffnetes handschriftliches Testament vorzulegen, sofern es die Erbenstellung eindeutig und ohne Zweifel belegt. Fordert eine Bank trotzdem – und unberechtigterweise – beim Erben einen Erbschein ein, so kann der Erbe Schadensersatz geltend machen, speziell für die Kosten des Erbscheins.

Inzwischen ist der Erbschein nicht mehr der einzige gültige Nachweis.

Auch beim Grundbuchamt reicht es in der Regel, wenn sich ein Erbe durch ein notarielles Testament oder einen Erbvertrag als Erbe legitimiert. Ein rein privatschriftliches Testament dagegen wird nicht als Erbnachweis akzeptiert. Gibt es nur dieses, braucht man doch einen Erbschein.

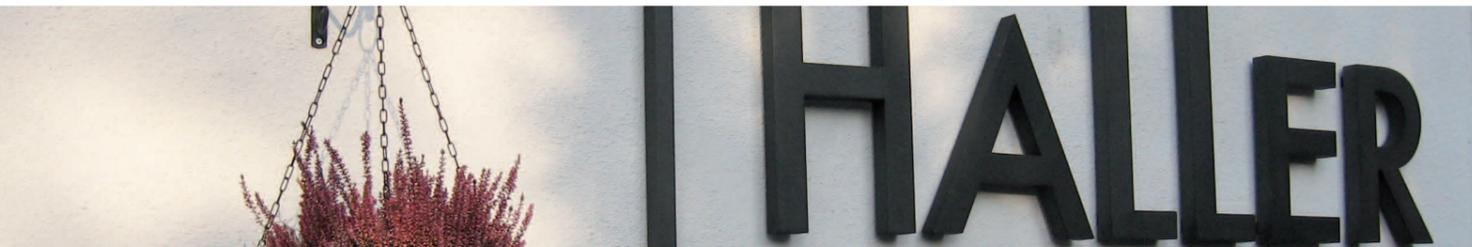
Eine weitere Möglichkeit ist der so genannte „Europäische Erbschein“, auch als europäisches Nachlasszeugnis bekannt (gültig für Erb-

fälle, die nach dem 17. August 2015 eingetreten sind). Das Dokument hilft, wenn sich die Vermögenswerte in verschiedenen EU-Ländern befinden. In dem Land, in welchem der Erblasser zuletzt gelebt hat, wird das Nachlassverzeichnis beantragt; dann kann man es gegenüber Banken und dem Grundbuchamt in weiteren EU-Ländern vorlegen. Grenzüberschreitende Erbfälle sind dadurch leichter und schneller abzuwickeln.

Eine Generalvollmacht, über den Tod hinaus erteilt, ist eine weitere Alternative, die einen Erbschein vielerorts ersetzen kann. Weiterer Vorteil: Mit einer solchen Vollmacht kann man sofort nach dem Tod handeln und beispielsweise Einblick in die Kontoverbindungen nehmen, Daueraufträge stoppen oder Versicherungen kündigen.



Kerstin Herr,
Fachanwältin für Erbrecht,
Kanzlei Königstraße, Stuttgart



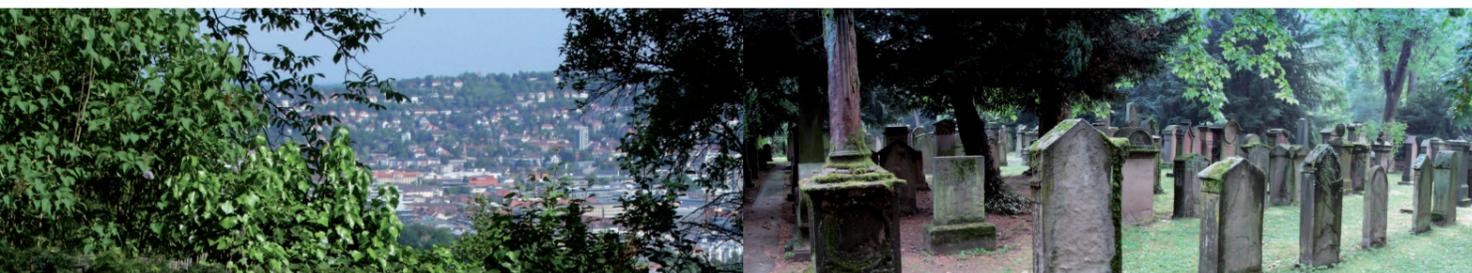
Kulturkalender für Trauernde

Auf dem Trauerweg entdeckt man sich und seine eigene Geschichte immer wieder ganz neu. Mit diesen Veranstaltungen wollen wir Frauen und Männern, die einen Menschen verloren haben, Gelegenheit geben, in den Geschichten und Erzählungen dieser Welt zu versinken und Neues zu entdecken. Wir möchten Ihnen den Raum geben, Menschen zu treffen, die Ähnliches erlebt haben und ähnliche Interessen teilen.

Diese Einladung gilt für alle, die ein Säckchen Tränen in ihrer Seele tragen, egal wie lange ihr Verlust zurück liegt, egal bei welchem Bestatter sie waren, egal in welcher Beziehung sie zu der verstorbenen Person stehen. Alle Veranstaltungen werden von uns begleitet und betreut. Wo immer möglich, gibt es Gelegenheit für ein geselliges Beisammensein mit Gesprächen und Austausch.

Wir freuen uns auf Ihr Kommen!

Achtung: Dieses Jahr gibt es nur noch zwei Veranstaltungen.



Gute-Nacht-Geschichten

Mit Blick über die Stadt lauschen wir Erzählungen aus aller Welt.

Donnerstag, 31. August 2017, 19:00 Uhr

Santiago-de-Chile-Platz, Stuttgart · Degerloch

Erzählspaziergang über den Hoppenlau-Friedhof

mit Werner Koch, dem ehemaligen Leiter des Garten-, Friedhofs- und Forstamtes.

Dienstag, 12. September 2017, 17:00 Uhr, 12,- Euro

Treffpunkt: Eingang Holzgartenstraße

Anmeldung

Gute-Nacht-Geschichten

Erzählspaziergang Hoppenlau-Friedhof (12,-)

Bitte senden an: Bestattungshaus Haller
Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart

Name: _____ Vorname: _____

Straße: _____

Postleitzahl: _____ Ort: _____

Telefon: _____

Vom Singen und Entdecken · Aus dem Kulturkalender



Singen im Stammhaus.

Im April hatten wir einen wunderbaren Nachmittag, an dem wir gemeinsam gesungen haben. Das Repertoire war abwechslungsreich und unterhaltsam. Unseren Seelen tat es gut, sich zu öffnen und die Stimmen erklingen zu lassen. Es war alles dabei, von „Kein schöner Land zu dieser Zeit“ über „Griechischer Wein“ und „Kriminaltango“ bis zu „Was kann der Sigismund dafür, dass er so schön ist“. Zwischendurch gab es Sekt, Rosen-Limonade und Gespräche. Uns gefiel diese Form des Zusammenseins so gut, dass wir gerne weitermachen würden. Allein – es fehlt uns an der musikalischen Begleitung. Wenn unter unseren Lesern jetzt gerade jemand Lust verspürt, uns mit Klavier, Gitarre oder Akkordeon zu unterstützen, würden sich einige Menschen sehr freuen. Rufen Sie uns einfach an und fragen Sie nach Alexander Fluhr.

An Christi Himmelfahrt hatten wir einen wunderbaren Nachmittag mit Marcus Golser und vielen Geschichten, die direkt um uns herum zu finden sind. Wir entdeckten gemeinsam Micha Ullmans Abendstern. Das Kunstwerk, ein so genanntes Miniment, ist ein 4 cm großer Halbmond und findet sich in einer Gehwegplatte an der Ecke zwischen Staufenbergstraße und Bolzstraße. Und wir wissen jetzt auch, dass der Künstler Olaf Metzel jene zwei Tonnen Beton in der Form eines Lorbeerkranzes nicht versehentlich im Hof des Künstlerbunds stehen ließ.

Alexander Fluhr, elektrisiert

Seit drei Monaten erledigt unser Kollege Alexander Fluhr seine Arbeit voll elektrisiert mit einem neuen Volkswagen E-Up. Einfach war die Umstellung für ihn nicht. Sein Bestatter-Alltag ist von vielen Fahrten geprägt, und da merkte er schnell, dass diese prinzipiell wunderbare und sinnvolle Innovation ihre Grenzen hat. Tagsüber findet er praktisch keine Gelegenheit, das Auto lange genug an eine Ladestation anzuschließen. Über Nacht, daheim in seiner Garage, lässt es sich auch nicht laden. Dort in der Garage eine Ladestation einzurichten, ist komplizierter und teurer als gedacht, denn die Garage hat keinen Strom und liegt ein wenig vom Haus entfernt. Die öffentliche Ladestation in seiner Straße wiederum kann er auch nicht zuverlässig nutzen: Manchmal ist sie belegt, außerdem ist das Laden dort teuer.

Aber trotz allem: Er liebt das neue Fahrgefühl. Diese Stille. Das schnelle Beschleunigen, wenn die Ampel grün wird. Und natürlich das reine Gewissen jedes Mal, wenn er ins Auto einsteigt.

Um den Akku zu füllen, hat er am Ende doch noch eine brauchbare Lösung gefunden: lässt das Auto nun nachts in der Zentrale in Degerloch, wo es lädt. Die letzten fünf Kilometer nach Hause fährt er mit dem Rad. So tut er etwas für die Umwelt und für sich selbst.

Auch die Geschäftsführung hat sich schon Gedanken über Elektro-Mobilität gemacht. Genauer gesagt: über einen Leichenwagen mit Elektro-Motor – denn das gibt es schon. 400.000 Euro kostet das Modell der Firma Tesla. Da stockt einem Schwaben aber dann doch der Atem.

LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten,
und Mut machen für das Leben danach.

Ein Magazin des Bestattungshauses Haller.



Möchten Sie LebensZeiten regelmäßig erhalten?

Dann senden Sie diesen Coupon an LebensZeiten, Bestattungshaus Haller,
Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart oder kontaktieren Sie uns per E-Mail
an lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de. Wir schicken Ihnen die nächsten
Ausgaben von LebensZeiten zwei Jahre lang zu, innerhalb Deutschlands kostenlos.

Vorname:

Nachname:

(L.Z.15)

Straße:

PLZ & Ort:

(Kunden des Bestattungshauses Haller erhalten LebensZeiten automatisch zwei Jahre lang.)

Impressum

LebensZeiten, Herausgeberin & Redaktion: Andrea Maria Haller, Obere Weinsteige 23,
70597 Stuttgart, Internet: www.bestattungshaus-haller.de/magazin-lebenszeiten
E-Mail: lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de · Lektorat: www.renkenberger.net
Auflage 3.000 · LebensZeiten erscheint vierteljährlich.